

Indien driftet nach rechts
Der religiöse Extremismus wird immer massiver. Mukesh Kumar erklärt den Kontext. HINTERGRUND 3

Musikschule zieht ein
Die Kirche konnte die Limmathall nicht bespielen, nun wird der Raum dauerhaft vermietet. REGION 2



Foto: Martin Guggisberg

Loch in der Kasse
Angebote des Hilfswerks Solidara sind gefragt, die Landeskirche zahlt trotzdem nicht mehr. REGION 4

Kirchgemeinden
Infos aus Ihrer Kirchgemeinde enthält der zweite Bund oder die separate Gemeindebeilage. BEILAGE

reformiert.

Die evangelisch-reformierte Zeitung

Kirchenbote
Kanton Zürich

Nr. 1/Januar 2024
www.reformiert.info

Post CH AG

Medizin auf besonders heiklem Terrain

Medizin Weltweit zum ersten Mal ist in England eine Therapie mit Eingriffen am menschlichen Erbgut zugelassen worden. Die Hoffnungen auf die «Genschere» sind gross. Aber wann ist dies ethisch auch vertretbar?

Nur rund zwei Millionstel Millimeter misst im Durchschnitt ein DNA-Faden, der Träger von Erbinformationen in allen Lebewesen. Mit dem Verfahren Crispr-Cas – auch Genschere genannt – können Teile dieser Fäden zerschnitten und neu zusammengesetzt werden. Von diesem Eingriff in die genetischen Bausteine

von Pflanzen, Tieren und Menschen versprechen sich Fachleute viel Gutes: Tomaten mit höherem Vitamin-D-Gehalt gibt es bereits, in Entwicklung sind dürrerolerantere Nutzpflanzen und Rinder mit weniger Methanabstoss. Bei Menschen dürfte das Verfahren inskünftig bei HIV-, Krebs- sowie vielen weiteren schweren Krankheiten Heilung oder Linderung bringen.

Vorerst profitieren davon Betroffene der Sichelzellen-Anämie. Gegen diese angeborene Genmutation wirkt das jüngst zugelassene Therapieverfahren (Box). Bei Erkrankten nehmen die roten Blutkörperchen die Form von Sichel an. Sie verstopfen Blutgefässe, führen zu heftigen Schmerzen und können zum Beispiel in Beinen und Händen bewegungsunfähig machen. Oftmals führt die Krankheit zu einem früheren Tod. Doch Kranke, die nun mit der neuen Gen-Therapie behan-

delt wurden, berichten in den Medien von grossen Erleichterungen.

Die ethische Grenze

Ebenfalls erfreut nimmt dies Markus Zimmermann zur Kenntnis. Er ist Professor für christliche Sozialethik an der Universität Freiburg, zudem Vizepräsident der Nationalen Ethikkommission (NEK). «Mit Crispr-Cas gab es beeindruckende Erfolge bei Tierversuchen und ersten Anwendungen bei Menschen. Das ist nobelpreisverdächtig und für die Betroffenen höchst erfreulich.» Bei so grossem Nutzen sei das Verfahren auch in ethischer Hinsicht «mehr als akzeptabel», sagt er.

Doch der Ethiker stellt klar, dass die Anwendung der Genschere nur bei Eingriffen an Körperzellen des einzelnen Menschen vertretbar sei. Ganz anders sehe es bei Anwendungen in der Keimbahn aus. Dabei erfolgt ein Eingriff am werdenden

Menschen, am Embryo oder an Ei- und Samenzellen. Würden diese in eine Gebärmutter eingesetzt, kämen Menschen zur Welt, die auch in den Keimzellen genetische Veränderungen hätten. Und das sei letztlich ein Eingriff in die Evolution, denn eine solche Manipulation wirke sich auf alle Nachkommen aus.

«Diese Praxis wird auch in der Wissenschaft klar verurteilt», sagt der Ethiker. Solche Versuche seien menschenverachtend und ethisch nicht akzeptabel. Zentrale Fragen rund um Ethik und sichere Anwendung seien noch ungelöst. Unklar seien auch die Nebenwirkungen für Menschen mit genetischen Veränderungen in der Keimbahn.

Noch fehlen Leitplanken

Die Fachwelt ist daher bestrebt, sich selbst ethische Leitplanken für die Anwendung zu setzen. Als Beispiel nennt Zimmermann ein Moratorium gegen das Crispr-Cas-Verfahren in der Keimbahn, das von führenden Forschenden verfasst und auch unterzeichnet wurde. Und der chinesische Forscher He Jiankui, der drei Kinder mit manipuliertem Erbgut auf die Welt kommen liess, musste für sein Experiment drei Jahre ins Gefängnis. Die Kontrolle wirke offenbar auch in China, stellt Markus Zimmermann fest.

Kritik gibt es bei den Kosten der zugelassenen Therapie gegen Sichelzellen-Anämie. Diese betragen der-

zeit rund eine Million Franken pro Patient. Doch für den Ethik-Professor ist das kein Argument, auf diese Möglichkeit zu verzichten – auch wenn es für den Grossteil der insgesamt etwa 300 000 Erkrankten zu teuer ist. Bewährt sich das Verfahren, werde der Preis fallen wie bei anderen Verfahren, etwa Aids-Medikamenten. Zudem sei heute der Zugang zu vielen Medikamenten für zahlreiche Menschen ebenfalls massiv eingeschränkt.

Was aus Sicht von Zimmermann aber fehlt, ist ein weltweit anerkannter Minimalstandard. Wie weit die Menschheit mit Eingriffen in die eigene evolutionäre Entwicklung gehen solle, müsse nun bindend festgelegt werden, findet er. Und zwar von einer von der Forschung unabhängigen Instanz. Marius Schären

«Das ist nobelpreisverdächtig und für die Betroffenen höchst erfreulich.»

Markus Zimmermann
Professor für christliche Sozialethik

Dossier

Warum es die Kirche auch im neuen Jahr noch braucht

Mitglied der Kirche zu sein, ist für viele Menschen heute nicht mehr wichtig. Auch nicht, ihren Kindern von der Kirche und ihren Inhalten zu erzählen. Sie sehen keinen Sinn darin, einer vermeintlich veralteten Organisation anzugehören, von der sie nicht wissen, wozu sie eigentlich gut ist. Ja, wozu ist Kirche gut? Für vieles!

Redaktionsmitglieder im Gespräch
Was die Kirche den Menschen alles bietet, beleuchtet das Dossier in dieser Ausgabe. Schweizer Prominente erklären, warum sie einer reformierten Landeskirche angehören. Und drei Mitglieder der «reformiert.»-Redaktion diskutieren miteinander über ihre eigene kirchliche Anbindung, über die zeitlosen Werte der Kirche und ihre Strahlkraft in dieser bewegten Gegenwart. Eine Recherche schliesslich richtet den Blick auf die Frage, wie die Kirchen kommunizieren und für ihre Angebote werben sollten. heb



Die Kirche – der Speisewagen des Lebens

Widmer

Preis als Denkmal für Jina Mahsa Amini

Menschenrechte Die Europäische Union vergibt den Sacharow-Preis für geistige Freiheit postum an Jina Mahsa Amini. Die Kurdin war von iranischen Polizeikräften verhaftet worden, weil sie ihr Kopftuch nicht korrekt trug. Die 22-Jährige starb an den Folgen der ihr zugefügten Verletzungen. Ihr Tod löste Proteste aus, die vom islamischen Regime brutal erstickt wurden. Amini habe «ihr Leben für die Freiheit im Iran gegeben», sagte EU-Parlamentspräsidentin Roberta Metsola zur Verleihung der Auszeichnung. fmr

Kollekten und Spenden für bedrängte Christen

Solidarität Der Zürcher Kirchenrat hat 140 000 Franken für Hilfsprojekte im Nordirak und Libanon sowie in Syrien freigegeben. Die Summe kam in den Kirchgemeinden in Kollekten und durch Einzelspenden zusammen und geht an zwei Werke. Im Nordirak arbeitet die Kirche mit der Organisation Capni zusammen. In Syrien und im Libanon unterhält das Heks Partnerschaften mit evangelischen Kirchen. fmr

Hintergründe: [reformiert.info/capni](https://www.reformiert.info/capni)

Jacqueline Fehr beruft Franziska Driessen

Politik Mit Franziska Driessen-Reding hat Regierungsrätin Jacqueline Fehr (SP) eine neue Religionsdelegierte angestellt. Zuletzt war Driessen-Reding Präsidentin des Synodalarats, der Exekutive der demokratisch organisierten Körperschaft der katholischen Kirche im Kanton Zürich. Sie trat die Nachfolge von Lorenz Engi an, der an die Universität Freiburg wechselte. Die Religionsdelegierte ist für die Beziehungen des Kantons zu Religionsgemeinschaften zuständig. fmr

Bischöfe ringen sich zu Segnungsfeiern durch

Rituale Die Bischöfe der anglikanischen Kirche haben Segnungsfeiern für gleichgeschlechtliche Paare offiziell erlaubt. Das House of Bishops hat den Entscheid mit 24 zu 11 Stimmen gefällt. Vorausgegangen war eine Zerreihsprobe. Konservative Priester und Bischöfe wehrten sich gegen die Segnungen, progressive Kräfte forderten, auch Traugottesdienste für homosexuelle Paare zu ermöglichen. fmr

Auch das noch

«O du fröhliche» rockt das Stadion

Weihnachten Mit einem neuen Rekord an Besucherinnen und Besuchern fand das traditionelle Stadionessen in Hannover statt. Kurz vor Weihnachten kamen auf Einladung der Kirchen und des Fussballclubs Hannover 96 rund 12 000 Leute ins Stadion. Höhepunkt des gemeinsamen Adventssingens war der Hit «O du fröhliche» zum Schluss. Der Klassiker war in einem Online-Voting zum beliebtesten Weihnachtslied gewählt worden. Die Einnahmen aus den Ticketverkäufen gehen an diakonische Projekte. fmr



Zuerst Kirchenpfleger, später dann Kirchenrat: SP-Politiker Bernhard Egg.

Foto: Roland Tännler

Mit Expertise und politischem Gespür

Kirchenrat Nach zwölf Jahren verlässt Bernhard Egg den Kirchenrat der Zürcher Landeskirche. Der Jurist und sozialdemokratische Politiker machte sich für Fusionen stark und brachte in die Exekutive sein Netzwerk ein.

«Die kirchliche Prägung begann direkt vor dem Wohnzimmerfenster», sagt Bernhard Egg und zeigt von seinem Haus auf die reformierte Kirche Elgg, die 50 Meter entfernt steht, dazwischen nur sein tief verschneiter Garten. Egg ist in dem alten Bauernhaus aus dem 18. Jahrhundert aufgewachsen, einst gehörte das Gebäude den Grosseltern.

Als Kirchenpfleger in Elgg sammelte er die ersten Erfahrungen mit den Behörden und lernte auch, dass es für Veränderung oft einen langen Atem braucht. Die Zürcher Disputation 1984 ist ihm besonders in Erinnerung geblieben, ein landeskirchliches Projekt zur Erneuerung der Kirchenordnung.

Viel habe die Basis damals diskutiert, über neue Formen von Gottesdiensten und Liturgie und das Rollenverständnis des Kirchenpersonals.

«Aber dann floss davon herzlich wenig in die Kirchenordnung ein», erzählt Egg bei einer Tasse Tee in seinem Wohnzimmer mit Kachelofen und Fachwerkbalken.

Gut 30 Jahre später ist die Kirche doch eine andere. Es gibt Abendgottesdienste, Taufen im Zürichsee, der gesellschaftliche Status der Pfarrpersonen hat sich verändert.

Jurist und Politiker

Bernhard Egg hat diese Entwicklungen selbst mitgeprägt. Zwölf Jahre lang war er Kirchenrat. Bei der Wahl im November wollte er nicht mehr kandidieren. Just am Vorabend war die letzte Sitzung des Gremiums mit anschließendem Abendessen.

«Ich war so lange in Behörden, jetzt ist es an der Zeit, einen Strich zu ziehen», sagt Egg. Tatsächlich war die politische Erfahrung damals ein

schlagkräftiges Argument für seine Wahl. Der Jurist sass für die SP gut 15 Jahre im Bezirks- und bis 2013 im Kantonsrat, war zuletzt gar Kantonsratspräsident. «Er hat uns überzeugt als Person, aber auch mit seiner politischen Vernetzung und seiner juristischen Expertise», sagt Matthias Reuter, langjähriger Vorsitzender der religiös-sozialen Fraktion, die Egg bei den Wahlen portierte.

Als Politiker habe Egg der Fraktion manche Tipps geben können, etwa wie man Vorstösse strategisch klug einbringt. Auch Egg sagt: «Mein Rucksack als Jurist und Politiker hat im Amt sicher geholfen.»

Oft wirkte der 64-Jährige im Hintergrund, doch dass er für sein Dossier Diakonie und Soziales brennt, ist noch immer spürbar. «Ich hätte nie ein anderes Dossier haben wollen.» Er lobt sein Team, spricht von

vielen kleinen Höhepunkten. Zu den grossen zählt er die Gründung von Diakonie Schweiz als Gremium über die Kantonsgrenzen hinweg. «Wir haben nun sinnvolle Strukturen für den Austausch.»

Ressortfremd war sein Einsatz für Kirchgemeindefusionen, die er vor der Synode verteidigte. Manche Vorbehalte seien nachvollziehbar gewesen, sagt Egg, doch: «Was wäre die Alternative angesichts der schwindenden Mitgliederzahlen?»

Hier ist der Jurist bei den Tiefen des Amtes angelangt. Dass die Kirche in seiner Amtszeit trotz aller Bemühungen, sich zu öffnen, 80 000 Mitglieder verloren hat, schmerzt. «Böse gesagt, verwaltet man den Niedergang.» Umso mehr freue er sich über Menschen, die der Kirche treu blieben und sich engagierten, sagt Egg. Die grösste Herausforderung für die Nachfolgenden im Rat ist damit jedoch gesetzt.

Raum für Privates

Zu Beginn habe ihm die Mitarbeit im Kirchenrat auch dabei geholfen, über den Tod seiner Frau hinwegzukommen, sagt Egg. Nun freut er sich darauf, dem Privatleben wieder mehr Raum zu geben, Zeit mit dem Enkelkind zu verbringen und der neuen Partnerin.

Mandate bleiben ihm daneben genug: Unter anderem sitzt Bernhard Egg im Stiftungsrat des Stellennetzes und seit Herbst von Boldern. Die Kirchgemeinde Elgg, der er sich noch immer verbunden fühlt, braucht hingegen nicht auf seine Rückkehr in die Behörde zu hoffen. «Denn Kirchenpfleger werde ich in diesem Leben nicht mehr», erklärt Bernhard Egg und lacht. Cornelia Krause

«Ich war so lange in Behörden, jetzt ist es an der Zeit, einen Strich zu ziehen.»

Bernhard Egg
Ehemaliger Kirchenrat

Die Limmathall wird zum Konzertsaal

Liegenschaften In Zürich-West wollte die reformierte Kirche mit einer Eventhalle präsent sein. Nun wird die Limmathall langfristig vermietet.

Vor zwölf Jahren war der Kauf der Limmathall an der Hardturmstrasse ein Prestigeobjekt der damaligen Kirchengemeinde Industriequartier. Nun wird sie dauerhaft von der Musikschule Konservatorium Zürich (MKZ) als Konzertsaal genutzt.

«Wir haben die Limmathall an die MKZ vermietet», bestätigt Michael Hauser, der in der Kirchenpflege Zürich für Immobilien zuständig ist. Laut Vertrag kann die Kirchengemeinde die Halle noch dreimal im Jahr selbst nutzen. Hiermit entsprechen die Vereinbarung auch dem Leitbild

für Immobilien der Kirchengemeinde. Dieses sieht vor, dass nicht ausgelastete Räume Dritten zugänglich gemacht werden sollen.

Einst kam die 520 Quadratmeter grosse Limmathall durch einen Liegenschaftstausch in den Besitz der Kirche. Diese gab dafür ein Kirchengemeindehaus ab, das einer Überbauung weichen musste, und erhielt zudem 4,5 Millionen Franken.

Zwischenzeitlich ist die Kirchengemeinde Industriequartier im Kirchenkreis vier fünf der heutigen Kirchengemeinde Zürich aufgegan-

gen. Ursprünglich waren die ambitionierten Pläne, im wachsenden Quartier Zürich-West Fuss zu fassen. Der damalige Kirchenpflegepräsident Helmuth Werner wollte die Halle als einen «Kristallisationspunkt einer liberalen Kirche und Theologie» etablieren, wie er damals der reformierten Presse sagte. Angedacht waren Angebote von der

«Es gelang leider nie, die Halle tatsächlich im Quartier zu verankern.»

Matthias Haupt
Ex-Mitglied Kirchenkreiskommission

Business-Seelsorge über Jugendtreffs bis hin zu Sing-Contests. Ziel war es, auch neue Quartierbewohner für die Angebote zu begeistern.

Das Zentrum liegt woanders

Doch die Hoffnungen erfüllten sich nicht: «Es gelang leider nie, die Halle tatsächlich im Quartier zu verankern», sagt Matthias Haupt, bis 2022 Mitglied der Kirchenkreiskommission. Sie sei für Veranstaltungen am späten Abend nur bedingt geeignet, da sie von einer Wohnüberbauung eingerahmt wird.

Nur punktuell von der Kirchengemeinde genutzt, war sie zwischenzeitlich an die Zürcher Hochschule der Künste vermietet. Mit der Zeit zeigte sich, dass die Mitglieder für Veranstaltungen das zentraler gelegene Kirchengemeindehaus bei der Johanneskirche bevorzugten. «Hier haben wir ein florierendes Gemeindeleben mit Fokus auf Musik und Kunst», sagt Haupt. Cornelia Krause

Hindu-Nationalismus führt zu immer mehr Gewalt

Politik Indien wählt im Frühling ein neues Parlament, in dem die rechtskonservativen Kräfte bereits die Mehrheit haben. Für Muslime und Christen sieht die Zukunft nicht gut aus.

Indien wählt diesen Frühling ein neues Parlament. Die hindu-nationalistische Bharatiya Janata Party (BJP) von Premierminister Narendra Modi dürfte erneut die Mehrheit der Sitze stellen und sogar zu legen. Was heisst das für das Zusammenleben der Religionen?

Mukesh Kumar: Das könnte diverse Auswirkungen haben. Die BJP stellt die Rechte religiöser Minderheiten immer mal wieder zur Diskussion. Politische Situationen sind jedoch komplex, und die Koexistenz der Religionen hängt von vielen Faktoren ab, darunter die spezifische Politik der Regierung, die Aktionen der Zivilgesellschaft und die Reaktionen der Religionsgemeinschaften.

Wo liegen die Ursprünge des Hindu-Nationalismus?

Die britischen Kolonialherren formten aktiv die Wahrnehmung von Indiens Identität. Britische Orientalisten konstruierten ein Narrativ, das die vermeintliche Überlegenheit der britischen Zivilisation gegenüber der vermeintlichen Rückständigkeit der indischen Gesellschaft hervorhob und den Hinduismus als statisches, rituelles und abergläubisches System darstellte. Damit förderten sie hinduistische Nationalgefühle, und Hindu-Nationalisten unterstrichen die Lebendigkeit und Authentizität ihres kulturellen Erbes. Um sich ihre Macht zu sichern, liessen sich die Briten schliesslich darauf ein und stellten sich als Verteidiger der Hindu-Kultur gegen angebliche islamische Invasoren dar. Sie versprachen die Rückkehr zu einem vor-muslimischen goldenen Zeitalter. Dies trug zu kommunalen Spannungen und zur Teilung Indiens bei.

Die Kolonialherren kamen aus dem christlich geprägten Westen. Welche Rolle spielten die Missionare?

Die Beziehung zwischen Kolonialisten und Missionaren war komplex. Bevor Indien eine britische Kolonie wurde, waren Teile des Landes durch die East India Company beherrscht. Diese hatte nur ein ökonomisches Interesse und wollte Profit machen. Sie hatte kein Interesse daran, sich kulturell oder religiös einzumischen. Um Inder anstellen zu können, mussten diese Englisch lernen. Das übernahmen die evangelischen Missionare, die ab 1833 nach Indien kamen und Schulen gründeten, damit Menschen die Bibel lesen können – darunter Leute der Basler Mission.

Veränderte sich das, nachdem Indien direkt der britischen Krone unterstellt wurde?



Mukesh Kumar, 34

Der Historiker war bis Ende 2023 Postdoktorand an der Professur für Geschichte der Modernen Welt an der ETH. Seine Forschungsschwerpunkte umfassen unter anderem die religiös-kulturellen Beziehungen zwischen Islam, Hinduismus und Christentum. Er referierte an der Konferenz von Mission 21 zur Geschichte des Hilfswerks.



Die rechtsnationale Bharatiya Janata Party will einen Hindu-Staat.

Foto: Keystone

Die Kolonialisten fühlten sich religiös den protestantischen Missionaren nahe, aber sie blieben auf Distanz, denn sie wollten es sich nicht mit der grossmehrheitlich hinduistischen Bevölkerung verscherzen.

Wie reagierte die indische Bevölkerung auf die Missionare?

Je nach sozialer Schicht. Die indische Gesellschaft ist stark durch das Kastensystem, eine strenge soziale Rangordnung, in die man hineingeboren wird, fragmentiert. Die oberste Kaste sind die Brahmanen. Sie sahen ihre Macht durch die Missionare bedroht, denn für Protestanten sind vor Gott alle gleich. Am meisten Anhänger fanden die Missionare bei den Billavas, einer grossen ethnischen Gruppe in Südindien, die im Kastensystem zuunterst steht. Für die Billavas war das Christentum ein Weg, ihrem niederen sozialen Status zu entkommen.

Und verbesserte sich ihre Situation dann tatsächlich auch?

Ja. Indem sie Schulen besuchten, fanden sie bessere Arbeit, auch in der Verwaltung, vorab die zweite Generation von Familien, die konvertiert waren. Insgesamt jedoch traten nur wenige Menschen zum Christentum über. Die Missionare waren nicht interessiert, möglichst viele Menschen zu bekehren. Die Basler Missionare etwa wollten nur echte Überzeugte in ihre Glaubensgemeinschaft aufnehmen. So war es ihnen denn nicht geheuer, als gleich die ganze Gemeinschaft der Sekte Lingayats, die für die Gleichstellung aller Menschen war, konvertieren wollte.

Die christlichen Schulen sind in Indien auch heute noch sehr beliebt. Darf man dies als ein positives Erbe der Missionare betrachten?

Ja, sie hatten zunächst vor allem im Süden Indiens einen grossen Einfluss, doch auch in anderen Gebieten gab es protestantische und auch katholische Schulen. Viele rechte

Politiker, die heute in Indien Stimmung gegen Muslime und Christen machen, gingen auf christliche Schulen. Die öffentlichen Schulen sind nicht von guter Qualität, und wer Geld hat, schickt seine Kinder auf die christlichen Privatschulen. Lange Zeit standen diese Schulen aber allen offen, was die Brahmanen nicht goutierten.

Wie kann es sein, dass jene, die christliche Schulen besuchten, nun gegen Christen und auch Muslime Stimmungen machen?

Die Anfeindungen gegen Christen haben heute vor allem damit zu tun, dass Christen mit den Kolonisatoren gleichgesetzt werden. Sie symbolisieren den westlichen, weissen Imperialismus, westliche Modernität, westliches Denken und Verhalten. Das wird als Bedrohung der Hindu-Kultur gesehen, deren Vorherrschaft die Rechten zum Ziel erklärt haben. Die meisten Menschen leben trotz religiöser und sozialer Unterschiede friedlich zusammen. Die Grenzen zwischen den Religionen sind oft fließend. Viele Christen glauben zum Beispiel an Karma, viele Hindus verehren Jesus. Aber der Hass unter den Religionsgemeinschaften wächst. Christen werden oft

«Die Christen symbolisieren den westlichen, weissen Imperialismus und die westliche Modernität.»

«Niemand spricht das unfaire Kastensystem an. Lieber schafft man Feinde: Christen und Muslime.»

als Abfällige vom richtigen Glauben gesehen. Es geht letztlich um die Verteilung von Macht wie auch um politische Mobilisierung.

Unter den Anhängern von Narendra Modi und seiner Partei sind viele Menschen aus den unteren Kasten. Indem sie den Nationalismus mittragen, bestätigen sie das Kastensystem, das sie selbst diskriminiert. Wie ist das zu erklären?

Die Rechtsnationalisten in der indischen Politik gehören zumeist den obersten Kasten an, und sie betreiben ein Doppelspiel: Zwar sind heute fast 50 Prozent der Plätze in der höheren Bildung für Menschen aus niedrigen Kasten reserviert. Das hört sich nach viel an, aber der Anteil Menschen niedriger Kastenzugehörigkeit ist viel grösser als jener aus den oberen Kasten. Zudem bekommt nur einen Platz, wer die Idee des Hindu-Staats mitträgt. Die Quoten sind insgesamt in erster Linie ein Mittel, um die Leute stillzuhalten. Niemand spricht das unfaire System an, das zahlreiche Menschen in der Armut hält. Um sich an der Macht zu halten, schafft man lieber gemeinsame Feinde: die Christen und Muslime. Leider wird das in der indischen Diaspora mitgetragen.

Mission unter der Lupe

Im November veranstalteten Mission 21, die ETH Zürich und die Universität Lausanne eine internationale Konferenz zur Geschichte der Basler Mission in Indien während der Kolonialzeit. Über ein Dutzend Forscherinnen und Forscher aus Indien, Deutschland und der Schweiz diskutierten die neusten Ergebnisse zu den sozialen, ökonomischen und politischen Beziehungen zwischen der Basler Mission und Indien im 19. Jahrhundert. Die wissenschaftliche Aufarbeitung ihrer Geschichte ist für das evangelische Missionswerk in Basel ein wichtiges Anliegen. Die Konferenz ergänzt die seit 2021 stattfindende Webinarreihe «Mission Colonialism Revisited».

Die Verfassung verbietet Diskriminierung aufgrund religiöser Gesetze. Warum bleiben die Kasten in der Politik ein Tabu?

Sowohl die Rechten, die Mitte wie auch die Linke haben den gleichen sozialen Hintergrund, sie stammen aus den oberen Kasten. Manche wollen gar den erleichterten Zugang für die Kastenlosen aufheben. Es gibt nur ein paar Vertreter der Dalit, der kastenlosen Schicht, die die Diskriminierung durch das Kastensystem offen kritisieren, sie haben auch politische Parteien. Aber sie haben zu wenig Macht.

Inwiefern beziehen sich die Hindu-Fundamentalisten auf die Religion?

Sie legitimieren beispielsweise das Fortbestehen der Kasten auf ihr Vorkommen in den heiligen Schriften, den Veden. Sie sagen, dass sie das Kastensystem nicht leben, weil sie schlechte Menschen sind, sondern weil das ihrer Religion entspreche. Eine wichtige Rolle im Nationalismus spielt auch Rama, der Held des Epos Ramayana, nebst dem Mahabharata die wichtigste Geschichte der Hinduisten. Rama wird nicht als Gott, sondern als idealer, rechtsschaffender Mensch verehrt. Der Legende nach war Ramas Geburtsort in Ayodhya, dort, wo bis zum Jahr 1992 eine Moschee stand. Die Nationalisten vermochten 100 000 Menschen zum Sturm auf die Moschee aufwiegeln, es kam zu 2000 Toten.

Zurzeit wird dort ein Tempel für Rama gebaut.

Ja. Die sogenannte Ayodhya-Kampagne erwies sich als effektive Mobilisierungsstrategie und als Aufbruch in ein neues Zeitalter. Die Betonung des Gegensatzes zwischen Hinduisten und Muslimen wie auch das Schüren von Ängsten vor der Überfremdung wurden ein wesentlicher Teil der politischen Rhetorik.

Ist der säkulare Staat in Gefahr?

Der indische Säkularismus ist anders als der westliche. Im Westen sind Staat und Religion getrennt, und die Religion gehört ins Private. In Indien geht es darum, Respekt vor allen Religionen zu gewähren, Staat und Religion sind nicht per se getrennt. Jetzt scheint der Staat tendenziell die hinduistische Mehrheit zu favorisieren. Seit Narendra Modi an der Macht ist, sind die religiösen Kräfte stärker geworden. Aber noch immer sind viele Inderinnen und Inder gegenüber anderen Religionen sehr tolerant. Zum Glück ist der oberste Gerichtshof immer noch ziemlich unabhängig und progressiv. Auch wenn er zu 90 Prozent aus Brahmanen besteht, welche die Arbeit von ihren Vätern erben, und leider überhaupt nicht divers ist. Aber ich weiss nicht, wie es in den unteren Gerichten aussieht. Ich fürchte: weniger gut.

Interview: Anouk Holthuizen

Das Ende der finanziellen Solidarität mit Solidara

Diakonie Die Landeskirche steigt aus der Finanzierung des Hilfswerks Solidara Zürich aus, weil es bereits von der Kirchgemeinde Zürich Geld erhält. Geschäftsleiterin Beatrice Bänninger ist besorgt.



Bedürftige Menschen stehen vor dem Café Yucca im Niederdorf Schlange. Hier finden sie einen Platz zum Sein und eine warme Mahlzeit.

Foto: Martin Guggisberg

Solidara Zürich, ehemals Stadtmission, engagiert sich für Menschen in schwierigen Lebenslagen: Randständige, Suchtabhängige, psychisch Kranke oder Sexarbeitende. Trotz der unbestritten wichtigen diakonischen Aufgaben streicht die Zürcher Landeskirche ihren jährlichen Beitrag von 33 000 Franken.

Ausgeschlossen ist mit dem Entscheid auch die Bewilligung einmaliger Beiträge, die sich auf Einzelfallgesuche stützen. Der Beschluss fiel bereits im September und wurde jüngst in der Synode debattiert.

Der scheidende Kirchenrat Bernhard Egg sagt, dass der Schritt nicht leichtgefallen sei. Und als Vorsteher von Diakonie und Sozialem liege ihm Solidara Zürich besonders

am Herzen. Das Hauptargument des Kirchenrats sei nicht fehlende Relevanz, sondern Verteilgerechtigkeit: Als Sozialwerk mit Schwerpunkt in der Stadt Zürich werde Solidara bereits von der Kirchengemeinde Zürich jährlich mit einer halben Million Franken unterstützt. «Da müssen wir als Kantonalkirche nicht auch noch zahlen.» Sonst könnten auch andere Anspruch auf eine solche Doppelfinanzierung erheben. Egg erwähnt etwa die Streetchurch.

Die Selbstständigkeit kostet Die wiederkehrenden kirchlichen Beiträge kamen seit 2013 aus dem ehemaligen Aids-Fonds, der nun ausgeschöpft ist. Es sei immer klar gewesen, dass die Landeskirche nicht

für die bisherige Trägerschaft, die Evangelische Gesellschaft Zürich, als Geldgeberin einspringen werde, erklärt Egg weiter. 750 000 Franken jährlich fielen damals mit der Verselbstständigung weg.

Beatrice Bänninger ist Geschäftsführerin von Solidara Zürich. Sie betont, dass die Not seither dramatisch zugenommen habe. «Wenn sich die Landeskirche nicht mehr um besonders vulnerable Leute wie Obdachlose kümmert, wer dann?» Solidara helfe Menschen in extremsten Lebenslagen, die nicht den Weg ins Kirchencafé fänden.

Bänninger kann die Argumentation des Kirchenrats nicht nachvollziehen. Solidara Zürich sei mit der Anlaufstelle für Sexarbeitende Is-

«Wenn sich die Landeskirche nicht mehr um vulnerable Leute kümmert: Wer tut es dann noch?»

Beatrice Bänninger
Geschäftsführerin Solidara Zürich

Ökumenisch aufgestellt

Gegründet wurde die Zürcher Stadtmission 1862 von der Evangelischen Gesellschaft Zürich. 2016 wurde das Werk unabhängig. Seit 2021 steht es unter der Trägerschaft der Christkatholischen Kirchgemeinde Zürich, Katholisch Stadt Zürich und der reformierten Kirchgemeinde Zürich und heisst Solidara Zürich. 2023 ist die israelitische Kultusgemeinde Zürich dem Verein beitreten. Zu 34 Prozent ist dieser auf Spenden angewiesen.

la Victoria und der aufsuchenden Arbeit für den ganzen Kanton tätig. Die Arbeitsmigranten im Café Yucca kämen aus aller Welt. «Die Stadt Zürich und auch Solidara Zürich tragen eine enorme Zentrumslast.» Während der Stadt Zürich der Zentrumslastenausgleich aus dem Finanzausgleich des Kantons abgefordert werde, stelle der Kirchenrat jetzt jegliche kantonale Unterstützung ein. «Das leuchtet nicht ein.»

Support erhält Bänninger vom Synodalen Stefan Thurnherr (Liberal). Während Corona habe sich Solidara als systemrelevant erwiesen, sagte er in der Synode vom 21. November. Thurnherr versuchte mit einem Antrag, wenigstens einen einmaligen Beitrag für das kommende Jahr von 30 000 Franken zu sichern. Der Vorschlag scheiterte in der Abstimmung mit 45 zu 63 Stimmen.

Der Spardruck steigt

Im Budget 2023 weist Solidara ein Defizit von über 200 000 Franken aus. «Derzeit stehen 14 Vollzeitstellen sowie ein begrenzter Fundraising-Apparat vor der Herausforderung, all die sozialen Aufgaben zu bewältigen, die immer zahlreicher und komplexer werden», sagt Geschäftsführerin Bänninger.

Immerhin sind die finanziellen Aussichten 2024 dank einem deutlich höheren Beitrag der Stadt Zürich und der neu regelmässigen Unterstützung durch die Katholische Kirche Kanton Zürich besser.

Bänninger weist darauf hin, dass der Beschluss des Kirchenrats Solidara doppelt getroffen habe. Hätte der Kirchenrat das Gesuch bewilligt, wäre auch der Gemeinderat der Stadt Zürich bereit gewesen, mehr Geld zu sprechen. «Der Staat springt nicht einfach in die Bresche, wenn die Kirche nicht mehr zahlen will.»

Bernhard Egg beschönigt die Situation nicht. Was im negativen Entscheid auch mitschwinge, seien nun einmal die mittelfristig ungünstigen Finanzaussichten der Kirche: «Wir hatten stets gute Rechnungsabschlüsse, nun beginnt es wohl zu kippen.» Sandra Hohendahl-Tesch

Das Gebet zwischen den Fronten

Ökumene Die Evangelisch-reformierte Kirche Schweiz (EKS) unterstützt den Weltgebetstag für Palästina, warnt aber vor belasteten Begriffen.

Der Terrorangriff der Hamas auf Israel und der Krieg in Gaza werfen Schatten auf den Weltgebetstag, der am 1. März stattfinden wird. Die Liturgie der Feiern haben Frauen aus Palästina vorbereitet.

Dass ausgerechnet jetzt christlichen Palästinenserinnen das Wort überlassen werden soll, führte in den Vorbereitungsgruppen zu Diskussionen. Befürchtet wurde, dass

die Texte mit israelfeindlicher Propaganda durchsetzt sein könnten. Das ökumenische Organisationskomitee mit Sitz in New York hat auf die Kritik reagiert und Änderungen an der Liturgie angekündigt.

Der Verlust der Heimat Bereits jetzt reagiert hat die EKS und eine Handreichung publiziert, die auf politisch und historisch aufge-

ladene Begriffe hinweist. Die EKS geht darin auf Distanz zum Komitee, das die Staatsgründung Israels 1948 aus Sicht der Palästinenser als Heimatverlust und «Katastrophe» bezeichnet, arabisch «Nakba».

Das Wort werde seit Ausbruch des Gazakriegs wieder vermehrt verwendet und sei «eng verknüpft mit der generellen Infragestellung der Existenz des Staates Israel», betont die EKS. Gleichzeitig drohe die israelische Rechte mit dem Wort palästinensischstämmigen Israeli ethnische Säuberungen an. Deshalb rät die EKS eindringlich davon ab, von der Nakba zu sprechen.

Statt des Schlüssels sei zudem auf den Olivenzweig als Symbol zu setzen. Auch das Organisationskomitee stellt den Olivenbaum ins Zentrum seiner Symbolik. Zahlreiche

palästinensische Familien haben den Schlüssel ihrer 1948 zurückgelassenen Häuser aufbewahrt. Er ist zum Symbol für ihre Rückkehr geworden. «Aus israelischer Perspektive hat die Verehrung des Schlüssels als Anspruch auf Land und Häuser etwas Bedrohliches», betont die EKS.

Früh hatte sich die Präsidentin der Evangelisch-reformierten Kir-

«Wir nennen heikle Aspekte, ohne die Liturgie zu beschneiden.»

Aus der Handreichung der EKS zum Weltgebetstag 2024

che Schweiz (EKS), Rita Famos, hinter das Weltgebetstagskomitee gestellt. «Wenn wir Christinnen und Christen weltweit im Gebet um den Frieden zusammenstehen, verleiht das die Kraft, die Hoffnung nicht zu verlieren», sagte die Pfarrerin gegenüber «reformiert».

Das Existenzrecht Israels

Auch die EKS hält nun fest, dass das Gebet nicht instrumentalisiert werden dürfe und allen Opfern gerecht werden müsse. Deshalb hat sie die Fürbitte leicht verändert.

Insgesamt zeugt die sorgfältig argumentierende Handreichung vom Willen, die leidvollen Erfahrungen der palästinensischen Christinnen anzuerkennen und ihnen Raum zu geben, ohne das Existenzrecht Israels zu hinterfragen. Felix Reich

DOSSIER: Warum Kirche?



Die Kirche leistet einen wichtigen Beitrag für den gesellschaftlichen Zusammenhalt. Sie mobilisiert freiwilliges Engagement, um sozial schwächere Gruppen auf der Basis christlicher Werte zu unterstützen. In unserer Gemeinde gelingt es, dank einem herausragenden Pfarnteam und einer kompetenten, passionierten Kirchenpflege, die Kirche breit in der Bevölkerung zu verankern. Schwächere Kirchgemeinden sollten sich von stärkeren inspirieren lassen, um so noch mehr positive Wirkung zu erzielen.

Peter Wuffli, 66
Ehemaliger CEO der UBS



Als Kind bedeutete Kirche Religionsunterricht. Dass Kirchen eine so grosse Geschichte haben, wurde mir erst viel später klar. Ich habe auch nicht verstanden, wieso es so wichtig ist, reformiert und katholisch zu trennen. Ich bin demnächst in Berlin und werde bei der Gedächtniskirche, einem Mahnmal gegen den Krieg, Kerzen anzünden.

Tonia Maria Zindel, 51
Schauspielerin



Die Kirche gibt mir Halt. Sie gibt mir Atem. Sie unterstützt mich und hilft mir, politisch und persönlich. Ich bin froh, dass es sie gibt. In Zeiten wie diesen merke ich ganz besonders ihren guten Geist, überall, auf Schritt und Tritt. Das ist meine Vorstellung von Kirche: Sie ist einfach da, wenn wir sie brauchen. Kirche tut gut.

Mario Fehr, 65
Regierungsrat des Kantons Zürich

Darum Kirche!



Ein Menschenleben allein ist zu kurz, um auf die grossen Fragen nach Gott Antwort zu finden. Ich brauche die jahrhundertealte, weltumspannende Gemeinschaft der Suchenden, Betenden, Disputierenden. Ein Menschenleben allein ist zu kraftlos, um einen Unterschied zu bewirken. Ich brauche die Gemeinschaft aller, die in der Nachfolge Jesu Frieden stiften, Versöhnung leben, für Gerechtigkeit kämpfen. Aus allem, was die Kirche tut, erwächst nicht nur für Christenmenschen viel Gutes.

Rita Famos, 57
Präsidentin der Evangelisch-reformierten Kirche



Ich bin Mitglied der reformierten Kirche, weil mich die Menschen, Geschichten und Lieder des christlichen Glaubens seit meiner Geburt begleiten. Mit den Menschen kann ich durch die Verbundenheit der Gemeinde im Austausch sein über den Glauben und die Religion. Die Geschichten möchte ich immer wieder neu hören und teilen. Und die Lieder – ja, die Lieder klingen nun mal am schönsten in einer Kirche.

Lea Wenger-Scherler, 34
Pfarrerin in Bürglen BE, «Wort zum Sonntag»



Als Präsident des Cevi Schweiz finde ich es wichtig, Mitglied der reformierten Kirche zu sein. Das Engagement der Kirche für die Gesellschaft ist nicht zu unterschätzen, geht aber oft vergessen. So können etwa auch Kinder aus ärmeren Familien ins Cevi-Lager, weil die Kirche einspringt. Die Kirche übernimmt hier einen Teil der Sozialhilfe, die der Staat nicht bietet – genau darum bin ich gern Mitglied.

Beat «Zottel» Temperli, 34
Präsident Vorstand Cevi Schweiz



Ich bin zum einen aus familiärer Tradition in der Kirche. Aber auch aus persönlicher Überzeugung: Mir ist der Glaube wichtig, und ich versuche ihn zu ergründen und zu leben. Das ist für meine gesamte Familie so. Ich sehe die Kirche auch als gesamtgesellschaftlich wichtiges Element an: Sie stellt sicher, dass wir uns bemühen, Solidarität zu leben und an möglichst viele zu denken. Gerade in der Fürsorge, und zwar für alle, etwa auch für Ältere, Einsame, Kranke oder weniger Begüterte, spielt die Kirche eine zentrale Rolle.

Stefan Meierhans, 55
Preisüberwacher



Die Kirche ist ein Ort, der hält und trägt, ein Ort, in dem ich meine innere Ruhe finde. Kirche bedeutet für mich auch Werte und Engagement. Der Einsatz für die Grundrechte und für gesicherte Sozialwerke ist gelebtes Christentum. Die Kirche soll diesen Werten eine Stimme geben. Schön, wenn Vertreterinnen und Vertreter der Kirche ihre Rolle so verstehen.

Eveline Widmer-Schlumpf, 67
Altbundesrätin

Alle drei erleben ihren christlichen Glauben als weit und bereichernd – und sehen die Kirche als Institution, die für die Gesamtgesellschaft da sein soll. Drei Mitglieder der «reformiert.»-Redaktion erzählen, was ihre Glaubensbiografie prägte, wie sie ihren Glauben weitergeben und warum es Kirche weiterhin braucht. Felix Reich ist in einem Pfarrhaus aufgewachsen, Isabelle Berger ist Pfarrerstochter und Mitglied des Kirchgemeinderats Nydegg in Bern, Constanze Broelemann ist selbst Pfarrerin.

Seid ihr an Weihnachten in der Kirche gewesen?
Felix Reich: Ja, am Weihnachtsmorgen gehe ich immer in die Kirche.
Isabelle Berger: An Heiligabend war ich an der Christnachtfeier in meiner Kirchgemeinde.
Constanze Broelemann: Ich war am Heiligen Abend im späten Gottesdienst, dieses Mal in Deutschland, weil ich selbst keinen Dienst hatte.

Wie oft besucht ihr Gottesdienste?
Constanze: Als Pfarrerin leite ich hin und wieder Gottesdienste, aber ich gehe auch privat.
Isabelle: Ich gehe an Feiertagen wie Weihnachten oder Ostern in den Gottesdienst, ab und zu auch in den Tai-zé-Gottesdienst oder wenn ich eine aktive Rolle habe. Sei es, weil ich Musik mache oder einen Part in der Liturgie übernehme. Seit ich Kirchgemeinderätin bin, kommt das öfter vor als früher.
Felix: Im Moment besuche ich den Gottesdienst eher selten. Eure Frage klingt für mich ein wenig nach Kontrolle. Ich kann mich ja der Kirche auch verbunden fühlen, wenn der

gut mit einer Predigt leben, die mir inhaltlich weniger zusagt. Mir ist wichtig, dass die Liturgie stimmt, das ist ein Stück Heimat für mich. Der Gottesdienst sollte einen roten Faden haben und auch gut vorbereitet sein.
Constanze: Als ZuhörerIn bin ich Predigten gegenüber eher grosszügig und versuche, nicht zu stark zu werten. Wahrscheinlich, weil ich selber Pfarrerin bin und weiss, wie anspruchsvoll es ist, eine gute Predigt zu halten. Hier in Graubünden ist die Dorfkirche noch typisch. In Städten sind Gottesdienste sicher anders gestaltet. Ich besuche auch gern mal eine katholische Kirche, aber eher wegen des Raumes.

An welchen anderen Orten praktiziert oder spürt ihr euren Glauben?
Isabelle: Der Glaube verbindet mich über den Gottesdienst hinaus mit anderen Menschen. Ich habe zum Beispiel im Kirchgemeinderat mitgeholfen, einen Adventsabend für ältere Personen zu organisieren. Mir gefallen niederschwellige Anlässe, an denen Menschen zusammenkommen. Musik ist überdies wichtig für

Auch Isabelle ist in einer Pfarrfamilie aufgewachsen. Habt ihr Druck gespürt, glauben zu müssen?
Felix: Ich empfand den Glauben nie als etwas Enges, stattdessen spürte ich dessen Weite. Ich hatte nie das Gefühl, ich müsste etwas glauben, und brauchte mich deshalb auch nie abzugrenzen. Dafür bin ich dankbar. Mein Elternhaus stand anderen Menschen immer offen. Ich lernte, dass Glaube etwas ist, was über mich hinausgeht und mich in geheimnisvoller Weise trägt.
Constanze: Die Weite des Glaubens, die Felix gerade angesprochen hat, habe ich ebenfalls persönlich erlebt. Meine Mutter lädt bis heute gern Menschen ein, darunter auch unkonventionelle.
Isabelle: Ich war mir lange nicht sicher, ob ich mit dem christlichen Glauben etwas anfangen könnte. Aber bei uns zu Hause herrschte ebenfalls kein Druck. Ich bin auch deshalb dageblieben, weil mich die Kirche niemals ausgeschlossen hat. Nie sagte jemand zu mir: Aha, du zweifelst, dann musst du gehen. Heute beschäftigt mich die Frage, was es denn eigentlich heisst, reformiert zu sein.

Hast du eine Antwort gefunden?
Isabelle: Es ist zum Beispiel die Freiheit, dass man nicht auswendig lernen muss, was man zu glauben hat. Ich darf mich selber und kritisch mit der Bibel und der Spiritualität auseinandersetzen. Ich schätze den persönlichen Charakter des reformierten Christseins. Es macht mich als Gläubige und als Mensch mündig. Das zeigt sich für mich darin, dass sich Frauen und Männer, Profis und Laien am Gottesdienst beteiligen können.
Constanze: Reformiert sein heisst auch, arbeitsam zu sein. Manchmal fehlt mir dabei ein wenig das Genussvolle, Sinnliche.
Isabelle: Ich finde, in der reformierten Kirche gibt es durchaus auch Sinnliches. Die Sinnlichkeit ist einfach weniger üppig. Aber ein bisschen «neidisch» blicke ich als Kunsthistorikerin durchaus manchmal auf das Zeremonielle oder die glitzernden Gewänder in der katholischen Kirche.

Und du, Felix? Hättest du gern etwas mehr Glitzern?
Felix: Nein. Für mich heisst reformiert sein ganz stark gleichberechtigt sein. Meine Mutter ist ordinierte Pfarrerin. Was die Organisation der Kirche betrifft, bin ich sehr reformiert. Eine Kirche, die aufgebaut ist wie das römische Imperium und die Macht allein den Männern überlässt, die halte ich schlicht nicht für christlich. Was den Glauben an sich betrifft, sind mir Konfessionsgrenzen nicht wichtig. Mein Glaube ist durch die reformierte Theologie geprägt, er ist in allererster Linie jedoch christlich.
Constanze: Ich finde das Frauenthema bei den Katholiken auch schwierig. Aber ich kenne auch sehr offene Leute bei den Katholiken: So durfte ich in Deutschland gemeinsam mit dem Priester mein katholisches Patenkind taufen.
Felix, du hast drei Töchter. Wie gibst du deinen Glauben weiter?
Felix: Mir ist es wichtig, den Glauben in dieser Weite und Selbstverständlichkeit weiterzugeben, wie ich ihn kennenlernen durfte. Ich bin über-

«Die Kirche darf sich nie selbst genügen. Sie soll in die Welt hinaus wirken, sie zum Guten verändern.»

Felix Reich
Redaktionsleiter Zürich

meine eigene Spiritualität – wenn ich selber Musik mache, singe oder einfach zuhöre.
Constanze: Oftmals muss ich schauen, dass genug Raum für meine eigene Spiritualität bleibt. In meinen Rollen als Pfarrerin, Religionslehrerin und Redaktorin sind die Themen Glauben und Kirche vor allem für andere reserviert. Den Religionsunterricht in der Schule habe ich als neue, spannende Herausforderung entdeckt. Ich denke, es ist überaus wichtig, Kindern und Jugendlichen etwas von den christlichen Traditionen mitzugeben.

Wer hat euch diese Werte mit auf den Weg gegeben?
Constanze: Vor allem meine Mutter war es, die uns mit dem Christentum in Kontakt brachte. Mein Vater stammt aus einer Unternehmerfamilie, in der man sich mit Kirche eher im grossbürgerlichen Sinn befassete. Dort hinzugehen, gehörte zum guten Ton. Meine Mutter brachte uns Kindern den Glauben näher. Und bei mir ist offensichtlich etwas davon hängen geblieben. Ich wollte mehr darüber wissen, und deshalb habe ich Theologie studiert.
Felix: Ich bin in einem Pfarrhaus auf dem Land aufgewachsen. Die Kirche hat meinen Alltag als Kind sehr geprägt. Wir besuchten oft den Gottesdienst. In Abendgottesdiensten bin ich oft eingeschlafen, weil mir die Stimme des Vaters so vertraut war. Rituale spielten eine grosse Rolle, verbunden mit Liedern und biblischen Geschichten. Das alles gab mir einen Boden.



Gottesdienst gerade nicht in meinen Lebensrhythmus passt. Wenn ich die Kirchenglocken höre, bin ich dankbar, dass die Gemeinde Gottesdienst feiert – durchaus auch stellvertretend für mich. Ich besuche selber aber gern Gottesdienste und suche sie gezielt aus. In einer Kirche ist mir auch das Raumgefühl wichtig.

Wer predigt, spielt keine Rolle?
Felix: Doch, auch. Eine gute Predigt kann mich begeistern. Aber wenn mir eine Kirche gefällt, kann ich auch

Darum Kirche!

«Der Glaube verbindet mich über den Gottesdienst hinaus mit anderen Menschen.»

Isabelle Berger
Redaktorin Bern



haupt kein Bekehrungs-Typ. Meine Religiosität lebt stark davon, darin aufgewachsen zu sein. Ich hoffe, dass es mir gelingt, meinen Töchtern eine solche Geborgenheit zu vermitteln. Auch wenn einem der Glaube zwischendurch vielleicht nichts sagt, hat man doch einen Rucksack, den man auspacken kann, wenn es nötig wird. So erlebe ich es: Das können Lieder aus der Sonntagsschule sein, die ich singe, wenn ich Angst habe und mir die Worte fehlen. Ich möchte meinen Kindern mitgeben, dass Glaube nicht etwas ist, was dir eingetrichtert wird, sondern etwas, was dir einen Boden gibt.

Und wie machst du das konkret?
Felix: Als meine Töchter klein waren, erzählte ich ihnen Geschichten, zum Beispiel «Der Weihnachtsnarr» von Max Bolliger. Wenn ich diese Geschichte lese, denke ich: Das ist Weihnachten, das ist Christentum, darum geht es. Jetzt, wo sie grösser sind, versuche ich, offen zu sein für ihre Fragen. Sie gehen in den kirchlichen Unterricht, daraus ergeben sich im schönsten Sinn herausfordernde Gespräche.
Constanze: Ich habe keine eigenen Kinder, aber Nichten und Neffen und die Schülerinnen und Schüler. Da beobachte ich: Es steht und fällt mit den Eltern, welche Haltung Kinder zum Glauben entwickeln. Wenn mir ein Erstklässler sagt: «Das mit Jesus, das interessiert mich im Fall nicht so», dann kommt das nicht in erster Linie von ihm. Sind die Eltern gegenüber Religion nicht offen oder wenigstens neutral, kann man die Kinder schwerer erreichen. Das ist schade, denn sie verlieren dadurch die Chance, Glauben und christliche Traditionen als Kraftquelle zu erfahren und kennenzulernen.
Felix: Für mich geht es nicht nur ums Vermitteln, sondern auch ums Vorleben. Ist Weihnachten ein Fest, das man einfach feiert – was ja schön sein kann –, oder signalisiert man jedes Jahr, dass diese Geschichte etwas mit unserem Leben zu tun hat? Da passierte etwas, das uns heute

noch berührt und bewegt und das existenziell bleibt.

Warum treten so viele Menschen aus der Kirche aus?
Constanze: Wir leben in einer individualistischen Gesellschaft. Die Leute denken vielleicht: Weshalb soll ich in so einen «Verein» gehen, wenn ich Spiritualität doch auch allein leben kann? Lieber machen sie Yoga, treffen dort Gleichgesinnte, bleiben in ihrer Bubble. Lustig finde ich, dass genau diese Menschen oft denken, dass die Kirche eine Bubble ist. Dabei ist Kirche ja eben gerade für alle da. Ich kann aber nachvollziehen, wenn der Sonntagmorgen für viele eher Familien- denn Gottesdienstzeit ist. Viele Gemeinden bieten deshalb bereits andere Zeiten für Gottesdienste an.
Felix: Die Kirche hat lange von einem sozialen Druck profitiert. Es gehörte dazu, dass man sich am Sonntag im Gottesdienst zeigte. Ich bin nicht sicher, ob die Leute früher viel frommer waren. Als ich Teenager war, war es Punk, sich nicht konfirmieren zu lassen. In der Stadt Zürich ist es heute umgekehrt: Meine älteste Tochter wird in ihrer Klasse vielleicht die Einzige sein, die sich konfirmieren lässt.

Die Austrittszahlen in der reformierten Kirche sind alarmierend.
Felix: Alarmierend für wen? Natürlich braucht die Kirche eine gewisse Grösse. Aber auch eine geschrumpfte Kirche kann vielfältig und eine Kirche für das Volk sein.
Constanze: Eine gewisse Grösse ist schon wichtig, um genug Personal zu haben, das die vielfältigen Aufgaben meistern kann. Ich stelle eine gewisse Gleichgültigkeit gegenüber der Kirche fest. Früher rebellierte man vielleicht noch dagegen, heute ist sie vielen egal.
Felix: Mit diesem gesellschaftlichen Wandel muss die Kirche einen Umgang finden. Jammern ist kein Weg.

«Mitgefühl gibt uns Kraft zum Leben, und die Kirche ist ein Wegweiser zum Mitgefühl.»

Constanze Broelemann
Redaktionsleiterin Graubünden

Das wäre, wie wenn ich als Gastgeber einer Party über diejenigen klagte, die nicht gekommen sind.

Verkauft sich die Kirche schlecht?
Felix: Ich weiss nicht, ob es daran liegt. Viele Angebote werden ja genutzt. Zuweilen fehlt der Mut, ein Angebot einzustellen, das nicht mehr gefragt ist. Dann sollte die Kirche die Menschen selbst fragen, was sie suchen. Diesen Übergang muss die Kirche erst noch schaffen.
Isabelle: Vielleicht reagiert die Kirche zu langsam auf die Veränderungen. Oder sie hat Angst, zu verlieren, was ihr noch geblieben ist, anstatt mutig Neues zu wagen. Ich glaube nicht, dass es heute weniger spirituell interessierte Menschen gibt als in früheren Zeiten.

Was stimmt euch zuversichtlich?
Felix: Ich versuche, an das zu denken, was weiterhin da ist. Noch immer sind im Kanton Zürich 24 Prozent der Bevölkerung Mitglied der

reformierten Kirche. Und das freiwillig. Niemand muss heute einen sozialen Abstieg befürchten, wenn er aus der Kirche austritt. Niemand wird stigmatisiert. Dennoch sind noch so viele Menschen dabei und zahlen die Kirchensteuer. Und viele Menschen sind froh, dass es die Kirche gibt, obwohl sie nicht Mitglied sind. An manchen Orten funktioniert Kirche auch noch sehr gut. Nur auf den Mitgliederschwund zu starren, ist deprimierend.
Constanze: Ich versuche auch, auf die Ressourcen zu schauen, nicht auf das, was nicht da ist.

Wie würden eure Werbebotschaften für die Kirche lauten?
Felix: Das Evangelium hält den Glauben wach, dass eine andere, bessere Welt möglich ist. Wenn sämtliche Menschen, die daran glauben, an dieser Vision arbeiten, ist schon viel erreicht. Dabei darf der Mensch auf Gottes Zuspruch vertrauen. Die Kirche kann eine Keimzelle sein für diesen Gemeinsinn. Die Kirche darf sich nie selbst genügen. Sie muss in die Welt hinaus wirken, sie zum Guten verändern wollen.
Constanze: Kürzlich fragte mich ein Schüler, was «Erbarmen» sei. Erbarmen, Mitgefühl, finde ich extrem wichtig. Die Kirche lebt Mitgefühl. Die Menschen, die Tiere, die Natur sind zerbrechlich, das müssen wir schützen. Mitgefühl gibt uns Kraft zum Leben, und die Kirche ist ein Wegweiser zum Mitgefühl.
Isabelle: Das Christentum hat eine Geschichte, in der nicht nur Gutes geschah. Ich finde es wichtig, dass die Kirche weitermacht, um ihre Verantwortung wahrzunehmen. Denn sie hat unsere Kultur sowie unsere Werte stark geprägt.
Interview: Anouk Holthuisen, Mirjam Messerli



Den Menschen bewusst machen, was Kirche leistet

Die Kirche verkauft sich heute nicht mehr von allein. Sie ist eine von vielen Mitbewerberinnen am Markt der sinn- und gemeinschaftsstiftenden Institutionen. Deshalb, da sind sich Werbefachleute einig, soll sie mehr und gezielter kommunizieren.

Darum Kirche!

«Marketing hilft, kirchliche Arbeit zu reflektieren und besser zu machen.»

Cla Famos
Theologe, Jurist, Politiker

Mit Reklame, so erklärte der Basler Theologe Karl Barth (1886–1968) einmal, mache sich die Kirche einem Händler vergleichbar und stelle sich selbst infrage. Diese Einstellung gegenüber «Reklame» ist unterdessen veraltet – wie der Begriff selber auch. Heute spricht die Werbebranche lieber von Kirchenmarketing und Dialogkommunikation.

Dass Marketing nötig ist, weiss man unterdessen auch in der reformierten Kirche. Bereits vor knapp 20 Jahren fand in Zürich zum Thema «Kirche und Marketing? Ökonomische Methoden und ihre Grenzen» eine Tagung statt. Organisiert wurde der Anlass von Cla Famos. Dies inspirierte daraufhin den Theologen und promovierten Juristen, seine Habilitationsschrift dem Thema «Kirche zwischen Auftrag und Bedürfnis» zu widmen. «Marketing kann helfen, die kirchliche Arbeit zu reflektieren und besser zu machen», sagt Famos. Auch Kirche müsse sich immer wieder neu an den Bedürfnissen der Menschen orientieren.

«Lange bewegte sich die Kirche in einem abgeschotteten Markt», erklärt Famos, «ihre dominante Posi-

tion hat sie bereits vor einiger Zeit verloren.» Heute sei sie einer von zahlreichen Playern in einem religiösen Markt mit einer breiten Palette an Anbietern.

Ein schwieriger Spagat

Sich darin zu behaupten, ist gerade für die reformierte Kirche eine Herausforderung. Denn sie will alle ansprechen, von der alleinerziehenden Mutter über den konservativen Rentner bis zum queeren Jugendlichen. «Marketingtechnisch hat die katholische Kirche viel mehr Potenzial», sagt Guido Wietlisbach, Marketing- und Kommunikationsberater in Zürich. Dies, weil sie sich klarer abgrenze und klarer positioniere. «Dafür

steht die reformierte Kirche näher bei den Menschen.»

Wietlisbach hat mit dem Pfarrer, Journalisten und einstigen Kommunikationsleiter der Aargauer Landeskirche Frank Worbs in den letzten Jahren einige viel beachtete Kirchenkampagnen realisiert. Auch Worbs betont, dass die Kirche mehr kommunizieren müsse. «Leider ist das nicht gerade eine Stärke der Landeskirchen.» Dabei fehlt es der Kirche nicht an sogenannten Touchpoints, Berührungspunkten zwischen Kunden und Unternehmen. Es sind dies die Lebensumbrüche der Menschen: Geburt, Scheidung, Umzug, Stellenwechsel und andere.

Die im Jahre 2017 von Wietlisbach und Worbs lancierte Kampagne «Lebenslang Mitglied bleiben» präsentiert eine Palette an Handlungsmöglichkeiten und zeigt auf, dass die Kommunikation gerade mit den nicht aktiven Mitgliedern wichtig ist. Oftmals bringt bereits Kleines viel: eine Geburtstagskarte für die Jubilarin etwa oder ein Telefonat mit Neuzugezogenen.

Doch warum tut sich die Kirche, zu deren Kernauftrag auch die Ver-

kündigung gehört, just so schwer mit der Kommunikation? «Sie hat sich immer noch nicht darauf eingestellt, dass sie nicht mehr der Ort ist, wo man sich trifft, versammelt und begegnet», sagt Frank Worbs. Die Kirche sei für breite Teile der Gesellschaft schlicht nicht mehr relevant. Diesen Verlust könne man nicht mit Werbung und neuen Angeboten wettmachen. Vielmehr sei ein Perspektivenwechsel nötig. Es gel-

«Leider ist Kommunikation nicht gerade eine Stärke der Kirche.»

Frank Worbs
Pfarrer, Kampagnenmacher

te, das Blickfeld zu öffnen auf die Gruppe der «Kontaktlosen», also jener Mitglieder, die zwar die Kirchensteuer bezahlen, in der Kirchgemeinde aber nicht wirklich sichtbar sind. «Sie leisten als Steuerzahlende wertvolles finanzielles Engagement, wissen jedoch bloss sehr wenig von ihrer Kirche.»

Dass eine Kirchgemeinde lebt, gehöre professionell kommuniziert. «Ein Branding lancieren», so nennt es Wietlisbach. Dazu eignen sich Renovationen, Einweihungen oder Jubiläen wie etwa «500 Jahre Reformation Johannes Comander», das 2023 in Chur stattgefunden hat.

Die reformierte Kirche Chur wollte die Bedeutung des Churer Reformators für die Geschichte Graubün-

«Es ist uns gelungen, die Kirche in den Blick der Gesellschaft zu bringen.»

Curdin Mark
Kirchgemeindepräsident Chur

dens in möglichst breiten Kreisen bekannt machen. Diese Kampagne mit kulturellen, historischen, gesellschaftspolitischen und spirituellen «Leuchttürmen» richtete sich vor allem an die nicht aktiven, «unsichtbaren» Kirchenmitglieder. Die Botschaft lautete: Die Werte der Reformation, etwa Gleichberechtigung wie auch Teilhabe, haben bis heute nichts an ihrer Gültigkeit verloren.

Ins Schwarze getroffen

Die Bilanz des Churer Kirchgemeindepräsidenten Curdin Mark fällt positiv aus: «Es ist uns gelungen, die Kirche wieder in den Blick der Gesellschaft zu bringen.» Etwa habe sich die Beteiligung an der Kirchgemeindeversammlung spürbar erhöht. Auch die Besuchszahlen der offenen Regularkirche, wo Diskussionen, Konzerte und Lesungen stattfinden, seien konstant erfreulich.

Schon sechs Jahre zuvor hatte die Kirche ein Jubiläum gefeiert, schweizweit und international: Die Anlässe zu «500 Jahre Reformation» sprachen gezielt auch ein kirchenfernes Publikum an. Mit Erfolg: Der Spielfilm «Zwingli» verzeichnete 250 000 Eintritte, das Multimediaspektakel auf dem Berner Bundesplatz zog 440 000 Menschen an. Mehr Kircheneintritte bewirkten diese Aktionen zwar nicht. Doch eine Frage befand sich zumindest ein Jahr lang wieder im öffentlichen Fokus: Was, wenn die reformierte Kirche nicht existieren würde? Rita Gianelli

Ein Land der Poesie neu entdecken

Dichtung Gertrud Kolmar (1894–1943) gilt als eine der wichtigsten deutschen Lyrikerinnen. Ihr Werk ist ein literarischer Kontinent, den es erst noch zu entdecken gilt. Zwei neue Biografien können als Landkarten dienen.

Eigentlich hiess sie Gertrud Chodziesner. 1917 legte der Vater ihr aber ein hübsches Büchlein unter den Christbaum: Es trug den schlichten Titel «Gedichte», und auf dem Einband stand «Gertrud Kolmar» als Autorin. Der Vater hatte die Lyrik der Tochter drucken und binden lassen und ihr einen Künstlernamen gegeben, der deutsch klang.

Die Deutschen hatten die in Polen liegende Stadt Chodziesen 1878 in Kolmar umbenannt, und der auf Deutschland stolze Vater tat dasselbe mit seiner Tochter. Schliesslich war er ein Anwalt mit Kontakten in die höchsten Berliner Kreise.

Ein Weg voll Not und Klage

Die 23-Jährige wurde also mit dem Plazet des Vaters zur deutschen Dichterin. Was dieses Dichtersein für sie bedeutete, beschrieb Kolmar so: «Du hältst mich in den Händen ganz und gar. / Mein Herz wie eines kleinen Vogels schlägt / In deiner Faust. Der du dies liest, gib acht; / Denn sieh, du blätterst einen Menschen um.» Fortan erschuf sie für ein verdichtetes Leben zum Umblättern und Nachfühlen: «So ruf' ich dich. Mein Ruf ist dünn und leicht. / Du hörst, was spricht. Vernimmst du auch, was fühlt?»

Bereits bevor die Nationalsozialisten an die Macht kamen, war Gertrud Kolmars Leben alles andere als leicht. Was auf sie zukam, schien sie prophetisch-poetisch zu erahnen: «Ich weiss es / Plage steht am Wege, den ich schreiten will. / Not steht an dem Wege, den ich schreiten will.» Auch Tod und Klage sieht sie am Wegesrand und beschliesst trotzig: «Ich weiss es – und schreit ihn doch!» So steht es 1917 in einem ihrer frühen Gedichte.

Die Einsamkeit, Leid und Ohnmacht, die aus ihren Zeilen sprechen, hat sie da bereits erfahren: 1915 eine Abtreibung, 1916 folgt ein Suizidversuch. Auch später verläuft ihr Leben tragisch. Zwischen 1932 und 1939 führt sie eine lose Beziehung mit Karl Josef Keller, einem Dichter mit deutsch-völkischem Einschlag –



Eines der wenigen Bilder von Gertrud Kolmar zeigt sie mit 34. Foto: akg-images

ausgerechnet. Im Jahr 1939 wird die Villa der jüdischen Familie in Berlin zwangsverkauft und von 1941 bis 1942 muss sie Zwangsarbeit in der Rüstungsindustrie leisten. Während andere Mitglieder der Familie fliehen, bleibt Gertrud bei ihrem alten Vater und teilt das Schicksal anderer jüdischer Töchter: die Ermordung in den Gaskammern.

Ihr poetisches Vermächtnis wird in den höchsten Tönen gelobt. Da-

bei stand die Lyrikerin in der öffentlichen Wahrnehmung immer etwas im Schatten anderer jüdischer Autorinnen wie Else Lasker-Schüler, Rose Ausländer, Edith Stein oder auch Hilde Domin. Für die Weggefährtin und Nobelpreisträgerin Nelly Sachs war sie hingegen schlicht «eine der grössten Lyrikerinnen».

Unglückliche Beziehungen, eine Abtreibung und ihre Kinderlosigkeit kommen in ihrem Werk immer

wieder zur Sprache. Im Gedicht «Die Irre» schreibt sie 1927: «Mein Kind wohnt ganz allein / im Garten unter dem mächtigen, harten Stein». Und weiter: «wo ich auch sitze: immer geh' ich zu meinem Kind». Drastisch und plastisch verleiht Kolmar der Sehnsucht nach dem für ewig Verlorenen Ausdruck.

Eine Beterin mit Bildern

Gleichzeitig scheint in ihren Gedichten aber immer auch ein tröstlicher Gegenentwurf auf wie in dem wenig später verfassten Gedicht «Die Beterin»: «Nun will ich diesen Engeln gern mein kleines rundes Mühn erzählen; / Sie haben ja auch Hände, eine Bittschrift anzunehmen / [...] und wo sie keine Hilfe wissen, werden sie mich trösten, / Am Ende mich vom Sein mit jenem Rühren und dem Lächeln heilen.»

Die jüdische «Allgemeine Zeitung» schreibt: «Die Gestik ihrer oft bildlichen Gedichte weist ins Religiöse.» Mal ist sie in ihren Gedichten der Ostwind, das Finstere, Himmel und Erde zugleich. Kolmar selbst sah sich als einen «Kontinent, der eines Tages stumm im Meere versinkt».

Nun harrt ihr literarischer Kontinent der Neuentdeckung. Zwei Biografien können dafür als Landkarte dienen: Die von Friederike Heimann

«Ich bin ein Kontinent, der eines Tages stumm im Meere versinkt.»

Gertrud Kolmar
Dichterin

ist wie ein Kennenlernspaziergang auf biografischen Spuren. Die andere von Ingeborg Gleichauf hilft wie eine Leseanleitung, um ihr näherzukommen. Im Jahr 1943 starb sie im KZ in Auschwitz als Gertrud Chodziesner. 1935 hatten die Nationalsozialisten das Tragen von Pseudonymen verboten. Christian Kaiser

Friederike Heimann: In der Feuerkette der Epoche. Jüdischer Verlag, 2023; Ingeborg Gleichauf: Alles ist seltsam in der Welt. Aviva, 2023

Kindermund



Vom leicht schwefeligen Zauber des Bergwinters

Von Tim Krohn

Gestern beschloss Bigna, den Winter zu vertreiben. «Seit Anfang November liegt Schnee», sagte sie grimmig. «Wenn ich nichts unternehme, bleibt das so bis April. Das ist ein halbes Jahr, oder?» «Fast.» «Eben. Ein halbes Jahr Schnee, das hält kein Mensch aus.» «Aber jetzt fängt doch erst die Skisaison an.» Sie stutzte. Ski fahren tat sie gern, und sie brachte auch jedes Jahr eine Medaille heim. Dann beschloss sie: «Ich zaubere den Schnee nicht aus der Welt, nur von Santa Maria weg auf den Piz Minschuns.» «Du zauberst?» Sie nickte und legte gleich los.

Als Erstes schlug sie ein zerfleddertes Büchlein auf, das früher der «tatta» gehört hatte, ihrer Urgrossmutter: «Albertus Magnus sympathetische Geheimnisse für Menschen und Vieh». Mit beschwörender Stimme las sie: «Maria in der Kindbett lag, drei Engel Gottes taten ihr pflegen, Sankt Michael, Sankt Gabriel und Sankt Petrus.» Dann las sie stumm weiter und stöhnte. «Jetzt müsste ich erst alle Sterne, alle Schneeflocken, Regentropfen, Tropfen im Meer und Sandkörner zählen. Das ist ein blöder Zauber!» Sie schlug das Buch zu und pfefferte es in die Ecke. Dafür kramte sie einen Munitionsring für ihre Knallpistole aus einer Schublade und schlug mit dem Hammer darauf ein, bis die Funken spritzten. Dazu rief sie: «Schnee, verziehe dich, Wolken, verziehe euch, Sonne, komm her und geh nie wieder weg.» Viel geschah nicht, immerhin stank es nach Schwefel.

«Der Himmel ist ja blau, die Sonne ist da, sie steht nur zu tief», sagte ich. «Das Problem sind keine Wolken, sondern der Piz Mezdi.» Bigna sah mich wütend an und musterte den Piz Mezdi mit dem weissen Lichtkranz eine Weile, während sie schon mal probeweise den Hammer schwang. Doch schliesslich schüttelte sie den Kopf. «Weisst du was? Wir machen es ganz anders. Du fährst mich jetzt auf den Piz Minschuns, wir fahren Ski, danach essen wir auf der Sonnenterrasse Schnipo.» «Jeden Tag bis April?» «Nein, bei schlechtem Wetter zaubere ich wieder ein bisschen. Aber du hast recht, im Winter haben wir fast immer blauen Himmel. Zudem ist der Frühling nach so einem langen Winter am allerallerschönsten.»

Der in Graubünden lebende Autor Tim Krohn schreibt in seiner Kolumne allmonatlich über die Welt des Landmädchens Bigna. Illustration: Rahel Nicole Eisenring

Lebensfragen

Was sind die Hintergründe für den Judenhass?

Warum sind die Juden so verhasst, und dies in den verschiedensten Ländern? Es gibt sicher Hintergründe und Erklärungen, die mir aber unbekannt sind. Um etwas zu verstehen, sollte man die Ursachen kennen. Vielleicht können Sie mir beim schwierigen Thema Antisemitismus weiterhelfen?

Hass auf Minderheiten ist allgegenwärtig – wir finden ihn in allen Gesellschaften und Kulturen zu allen Zeiten. Hass entspringt einem tiefen Misstrauen gegenüber dem Fremden, einer Angst, die im Untergrund schwelt und die sich in Verschwörungsgeschichten verdichten kann. Es sind immer die anderen, die uns fremd sind. Und die Fremden, die uns Angst machen. Es braucht nicht viel für Hass und Gewalt – nur einen Ankläger, der in die Glut bläst und das Feuer entfacht.

In Zeiten der Unsicherheit fand sich immer ein Sündenbock, den man in die Wüste jagen konnte. Oder ein «Brunnenvergifter», den man für die Seuche verantwortlich machte. Waren es die Hexen? Die Muslime? Die Freimaurer? Oder die Jesuiten? Sie fragen, warum die Juden, eine religiöse Minderheit, die jahrhundertlang ver-

folgt und verfehmt wurde, immer noch verhasst ist. Sozialpsychologische Theorien können helfen, das Gift des Antisemitismus im Giftschrank einer universalen Unmenschlichkeit zu versorgen.

Aber die allgemeinen Erklärungen genügen nicht, um zu verstehen, warum Christen an ihren älteren Geschwistern schuldig geworden sind. Dazu braucht es einen selbstkritischen Blick in den Spiegel, eine Aufarbeitung und Aufklärung der eigenen Feindseligkeit. War ausgerechnet das gemeinsame Erbe der Grund dafür oder weil sie nicht Christen werden wollten, dass man sie in die Rolle der Aussenseiter drängte und sie sich als «Brunnenvergifter» anboten? War es dieser schreckliche und absurde Vorwurf, dass die «Juden» Jesus getötet haben? Als ob Jesus kein Jude gewesen wäre! Der Antise-

mitismus ist uralte. Seine Ursachen zu kennen, ihn zu bekämpfen, ist wichtig. Es ist ein Lehrstück dafür, was es heisst, die Anderen in ihrer Andersheit anzuerkennen, eine Aufgabe, die jeder Generation von Neuem aufgetragen ist.

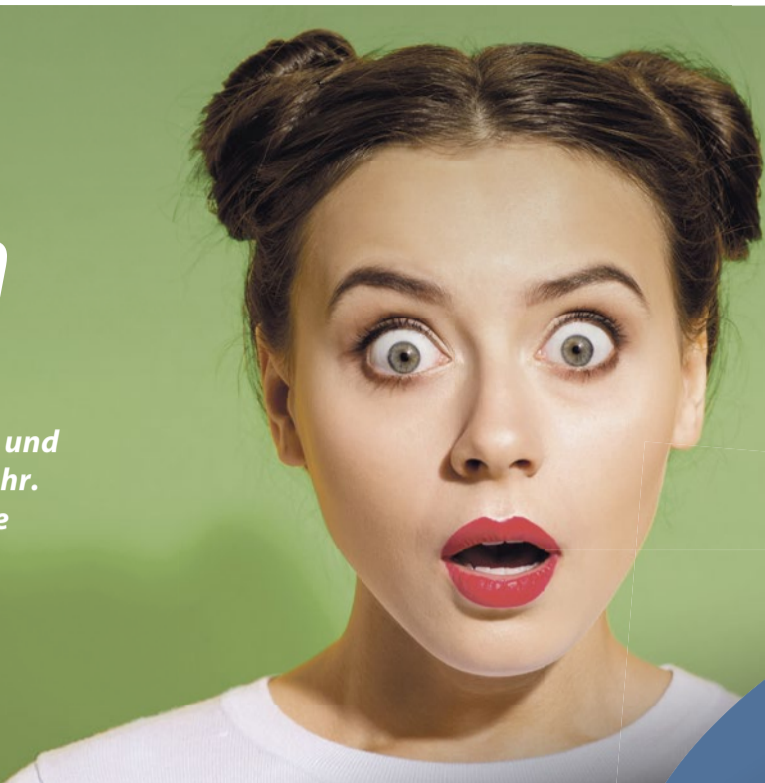


Ralph Kunz
Professor für Praktische Theologie,
Universität Zürich

Lebensfragen. Drei Fachleute beantworten Ihre Fragen zu Glauben und Theologie sowie zu Problemen in Partnerschaft, Familie und anderen Lebensbereichen: Corinne Dobler (Seelsorge), Margareta Hofmann (Partnerschaft und Sexualität) und Ralph Kunz (Theologie). Senden Sie Ihre Fragen an «reformiert.», Lebensfragen, Postfach, 8022 Zürich. Oder an Lebensfragen@reformiert.info

Für neue Perspektiven im 2024

Wir bleiben die rezeptfreie Hilfe bei Alkohol- und weiteren Suchtproblemen. Auch im neuen Jahr. Unbürokratisch, unentgeltlich, für Betroffene und Angehörige.



Spendenkonto: IBAN CH10 0070 0114 8059 5273 1
Zürcher Kantonalbank, zugunsten Blaues Kreuz Kantonverband Zürich

reformiert.

Folgen Sie uns auf [facebook/reformiertpunkt](https://facebook.com/reformiertpunkt)

Mehr Freude im Leben: für Lebensqualität spenden



Stiftung BRUNEGG
Brunegg 3 | Hombrechtikon
www.stiftung-brunegg.ch
Post-Spendenkonto: 87-2430-9
IBAN CH18 0070 0113 9004 4943 9

Ihre Spende schenkt Perspektiven!



Schweizerische Stiftung für das cerebral gelähmte Kind
Spenden: IBAN CH53 0900 0000 8000 0048 4
www.cerebral.ch

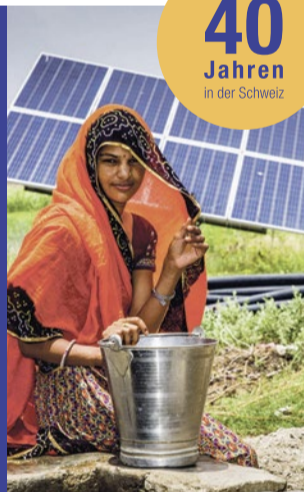
Wollen Sie Ihr Geld nachhaltig und transparent anlegen?



Gebührenfrei



Genossenschaft



Monatlich kündbar

Seit **40** Jahren in der Schweiz

Mit Oikocredit investieren Sie in eine Geldanlage mit Sinn

Oikocredit ist eine Genossenschaft und gilt als Pionierin im Bereich nachhaltiger Investitionen. Seit über 45 Jahren finanziert Oikocredit Partnerorganisationen und Unternehmen im globalen Süden, um das Leben wirtschaftlich benachteiligter Menschen zu verbessern.

Erfahren Sie, wie ein Investment bei Oikocredit wirkt.



oikocredit-investieren.ch



Oikocredit Schweiz
General-Guisan-Strasse 47
8400 Winterthur

044 240 00 62
info@oikocredit.ch
www.oikocredit.ch



Wir lassen niemanden allein.

Solidara
ZÜRICH

Wir sind da für Obdachlose und Sexarbeitende. Ihre Spende macht es möglich.

Spendenkonto:
IBAN: CH59 8080 8003 3931 3169 5



solidara.ch

DEMENZ FORSCHUNG
STIFTUNG SYNOPSIS SCHWEIZ

WIR SUCHEN WEITER NACH NEUEN WEGEN.

NICHT VERGESSEN – FORSCHUNG UNTERSTÜTZEN

Sozialwerk Pfarrer Sieber

Obdach und Wärme.

Für Menschen ohne Zuhause.

pfuusbus.ch

terra sancta tours

ALTE LEGENDEN, MYSTISCHE KIRCHEN UND JUNGE DEMOKRATIEN

Georgien/Armenien mit Dr. Toni Bernet-Strahm, Luzern
24. Mai - 7. Juni 2024

Mehr Infos unter www.terra-sancta-tours.ch

Porträt

Mit Pinsel und Papier gegen die Angst

Therapie Geflüchtete haben oft Traumatisches erlebt. Cristina Roters hilft ihnen mit Mal- und Märchenbegleitung, wieder Vertrauen aufzubauen.



Die Spuren auf der Plastikabdeckung erinnern Cristina Roters an die Frauen, die bei ihr malen.

Foto: Marco Frauchiger

Wie fühlt sich ein Pinsel so an? Die meisten Migrantinnen, die zu Cristina Roters kommen, haben noch nie gemalt. Sie stammen aus vielen Regionen von Afghanistan über Sri Lanka bis Afrika. Manche leben schon lange in der Schweiz, andere sind vor Kurzem hierher geflüchtet.

Alle leiden, meist psychisch und oft auch körperlich. Unter Schmerzen, schlaflosen Nächten, quälenden Ängsten. «Wir malen, damit es dem Herzen wieder gut geht», erklärt die 58-jährige Maltherapeutin und Märchenpädagogin den Frauen in der ersten Stunde. Mit einer Bildgeschichte. «Das verstehen sie, auch ohne Deutsch zu können.»

Roters hat mit dem Kunsttherapeuten Joseph Aschwanden 2018 in Solothurn Zaffe ins Leben gerufen. Das Projekt bietet therapeutische Begleitung für geflüchtete Menschen, die im Herkunftsland oder auf der Flucht Schlimmes erlebt haben und sich fern von der Heimat und der Familie in einem fremden Land zu rechtfinden müssen.

Vom Meer in die Hügel

Das Empfinden, enturzelt zu sein, kennt Roters selbst. Mit 17 Jahren hat sie die kleine Insel Menorca verlassen und ist nach einem Umweg über Deutschland in die Schweiz gekommen, mit wenig mehr als ih-

ren Farben und einem Schatz Märchen im Gepäck. «Obwohl ich sofort wusste, dass ich hierbleiben wollte, fühlte ich mich im modernen Land fehl am Platz, dies auch, weil ich die Sprache nicht verstand.» Roters war am Meer aufgewachsen, hatte einen Grossvater, der Fischer war, und eine grosse Liebe zur Natur. «Die Wälder, die grüne Landschaft und die Menschen – das gefiel mir in der Schweiz», erzählt sie.

In Bern liess sich die junge Frau zur Malpädagogin und Märchen-erzählerin ausbilden, und sie machte sich selbstständig: Roters arbeitet als Bilderbuchautorin, Illustratorin, Geschichtenerzählerin und Malbe-

gleiterin. Ihre Lebens- und Berufserfahrungen fliessen heute in ihre Arbeit bei Zaffe ein. Zaffe ist ein alter Begriff für Salbei. Die beliebte Heilpflanze kann überall Wurzeln schlagen, und sie wächst auch unter schwierigen Bedingungen.

Diese Fähigkeiten will Roters vermitteln. Die geflüchteten Frauen kommen einzeln in die Malsitzungen. Am Tisch im winzigen Raum, der gerade durch seine Kleinheit Schutz vermittelt, lässt Roters sie zuerst mit dem Ort und dem Material vertraut werden. «Die Frauen haben ein grosses Bedürfnis, sich mitzuteilen, Malen gibt ihnen dazu eine Möglichkeit.» Einige malen gleich zu Beginn ihre Geschichte, andere lassen sich Zeit damit.

Erst wenn Roters merkt, dass das Vertrauen vorhanden ist, schaut sie mit ihnen die traumatischen Erfahrungen an. Um sich diesen zu stellen, sei es wichtig, dass die Frauen etwas Einfaches malten, bei dem sie

«Das Ziel ist, Frieden zu schliessen mit dem, was geschehen ist.»

nicht allzu viel studieren müssten. «Manchmal lasse ich sie die Farbe mit den Fingern aufs Papier bringen, damit sie sich daran festhalten können», führt sie aus und lässt dabei ihre Hände langsam kreisend über die Tischfläche gleiten.

Bildersprache der Seele

Auch Märchen und alte Weisheitsgeschichten, die etwas mit der Situation der betreffenden Frau zu tun haben, setzt sie immer wieder ein. «Märchen reden die Bildersprache der Seele», ist Roters überzeugt. Besonders hilfreich seien die Volksmärchen aus der Heimat der Frauen, die sie auf der Datenbank der Mutabor-Märchenstiftung findet. Sie erinnern die Menschen daran, wie wichtig es ist, ihre Wurzeln zu pflegen und zu nähren.

«So wird die Seele, die eingehüllt war in Schmerzen, wieder frei und kann die Führung übernehmen», sagt Roters. Das Ziel müsse immer sein, Frieden zu schliessen mit dem, was geschehen sei, und sich wieder für das Leben zu öffnen. Für ihre traumabegleitende Arbeit mit Märchen wurde sie 2023 mit dem Schweizer Märchenpreis ausgezeichnet. Veronica Bonilla Gurzeler

Gretchenfrage

Arnold Benz, Astrophysiker:

«Von Gottes Präsenz fühle ich mich getragen»

Wie haben Sies mit der Religion, Herr Benz?

Würde die Frage lauten, ob ich an Gott glaube, wäre die Kurzversion der Antwort: Ja.

Und die lange Version?

Da müsste ich erläutern, was ich mit Gott meine und was mit Glauben. Sich über Gott zu verständigen, ist schwierig. Bereits das Universum ist unvorstellbar gross, und Gott ist somit noch grösser. Zugleich empfinde ich Gottes Kraft und Präsenz als sehr nah, ich fühle mich getragen, gerade in schwierigen Situationen. Und Glauben bedeutet für mich, dass ich etwas für mehr als bloss wahr halte, dass ich mich darauf verlasse und darauf vertraue.

Wie bringen Sie das als emeritierter Professor für Astrophysik in sich stimmig zusammen?

Hier sehe ich keinen Widerspruch. Ich trenne klar: Astrophysik hat nichts mit Religion zu tun. Mit der Naturwissenschaft will ich nicht suchen, wo Gott noch Platz hat, ich will ihn nicht beweisen. Astrophysik und Religion sind ganz unterschiedliche Arten, die Wirklichkeit wahrzunehmen. In der Physik messen wir, in der Religion erfahren wir direkt und individuell. In der Religion erfolgt der Blick aus der Ich-Perspektive und ist weiter. Beiden Sichtweisen gemeinsam aber ist: Wir Menschen verstehen längst nicht alles.

Und es bringt Sie nach wie vor zum Staunen, wie Sie in Ihren Publikationen schreiben. Warum?

Staunen heisst ja, dass ich etwas nicht als selbstverständlich ansehe, es aber wichtig ist. Am deutlichsten erlebe ich dies bei der Feststellung, dass das Universum bestens funktioniert. Das ist unglaublich. Allein schon die Entstehung eines Sterns ist etwas ausserordentlich Kompliziertes. Und solche Phänomene treiben mich auch an, mein Verstehen andauernd zu vergrössern. Darum schreibe ich Bücher: Indem ich für andere formuliere, was ich erkenne und denke, wird mir selbst manches klarer.

Interview: Marius Schären



Astrophysiker Arnold Benz hat jüngst ein Buch mit «astronomischen Psalmen» publiziert. Foto: Reto Schlatter

Christoph Biedermann



Mutmacher

«Die Kirche als Spielraum erleben»

«Sie ist noch sehr klein, meine Enkelin. Kaum zwei, aber sie weiss, was sie will an diesem Abend auf dem Trottoir. «Da!», gibt sie mir zu verstehen und zeigt auf das kleine Tor. Ich öffne die schmiedeeiserne Tür zum Friedhof neben der Kirche. Zufrieden nimmt sie mich an der Hand, führt mich entlang der Kirchenmauer zur Eingangstür um die Ecke. Dort bleibt sie stehen. «Wetsch ine?», frage ich erstaunt. Sie antwortet entschlossen: «Ja.» Die Tür ist unverschlossen, drinnen ist es dunkel. Angst scheint sie nicht

zu haben. Ich finde die Lichtschalter. Sie geht durch den Hauptgang, fischt sich auf einer Bank zwei Sitzkissen und legt sie im Chorraum auf den Boden. Dann setzt sie sich drauf, wie sie das vom «Fiire mit de Chliine» kennt. Lange hält sie es dort nicht aus. Sie entdeckt Peddigröhrkugeln, die als Dekoration gedacht sind, rollt sie auf dem Boden hin und her. Ich freue mich und denke: Hoffentlich geschieht das landauf, landab hundertfach, dass Kinder und Jugendliche ihre Kirche als Spielraum erleben dürfen.» Aufgezeichnet: ck

Jürg Schoch, 68, war Leiter des Gymnasiums und Instituts Unterstrass in Zürich. reformiert.info/mutmacher